

Fünftes Heft

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 21. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
 von Ludwig Sabicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Affessor Bleibwerth richtete noch einige Fragen über die Vorgänge der verhängnißvollen Nacht an Jospovic, die derselbe, nachdem er sich rasch wieder beruhigt hatte, in seiner kühlen, verstandesklaren Weise beantwortete. Die Vernehmung des Chevaliers war damit beendet, worauf sich derselbe mit großer Höflichkeit empfahl, plötzlich an der Thüre aber noch einmal umkehrte und, dem Affessor die Hand reichend, mit großer Wärme und in eigenthümlicher Erregung hervorstieß: „Bleiben Sie ohne Vorurtheil, mein Herr, und so Gott will, wird die Unschuld meines theuren Freundes an das Licht kommen.“ Ohne eine Antwort des Kriminalrichters abzuwarten, verließ er jetzt mit raschen Schritten das Gerichtszimmer.

Die Aussagen der nächsten beiden Zeugen mußten Affessor Bleibwerth noch in seiner Annahme bestärken, daß Baron Ehrenreich, wenn er wirklich dies schändliche Verbrechen begangen, in einer Anwandlung von Eifersucht dazu angestachelt worden sei.

Der Oberlieutenant v. Angerstein wußte freilich bei seiner Vernehmung über das Benehmen der Anderen bei dieser Spazierfahrt wenig Auskunft zu geben; er hatte an jenem Tage nur Augen für Sophie gehabt; aber aus seiner Aussage ging doch so viel hervor, daß sich Jospovic stets gegen die Baronin außerordentlich zuvorkommend gezeigt und ihr allerhand kleine Aufmerksamkeiten erwiesen habe. Die

Angaben der Baroneß bestätigten dies weit bestimmter. Als sie über das Verhältniß gefragt wurde, das zwischen ihrem Bruder und dem Chevalier bestanden habe, antwortete sie sogleich mit großer Lebhaftigkeit: „Mein Bruder hat für seinen Freund stets geschwärmt, er bewunderte in ihm den edelsten und bedeutendsten

Geist, den großherzigsten Menschen; ja, mich hat es oft getränkt, daß er sich ihm völlig unterordnete.“

„Und theilte Ihre Frau Schwägerin diese Schwärmerei?“

„Sie erkannte wohl den ungewöhnlichen Geist des Chevaliers, aber daß er auch ein Herz habe, hat sie oft bezweifelt,“ war Sophiens Antwort.

„Und ist das nur Ihre Beobachtung, oder hat die Baronin dies selbst ausgesprochen?“

„Fanny hat mit ihrer gewohnten Offenheit dies Jospovic oft gesagt, freilich nur in ihrer neckenden, liebenswürdigen Weise.“

„Wie nahm der Chevalier solche Neckereien auf?“

„Mit seiner gewohnten vornehmen Ruhe; er entgegnete dann oft lächelnd meiner Schwägerin, daß ihm solch' kleine Scharmügel stets das größte Vergnügen bereiteten.“

„Betheiligte sich auch Ihr Herr Bruder daran?“

„Ja, und zu meinem Verdruß stellte er sich stets auf die Seite seines Freundes; selbst Fanny war dann oft etwas empfindlich darüber, wie ich sehr wohl bemerken konnte.“

„Und an jenem Tage kam es auch wieder zu solchem Wortgeplänkel?“

„Nur während der Fahrt auf dem See. In Torbole waren wir Alle in heiterster Stimmung, und mein armer Bruder vor Allen in der glücklichsten. Ich habe ihn selten so lustig gesehen.“

„Theilte Ihre Schwägerin diese Lustigkeit?“

„Anfangs wohl, zuletzt wurde sie stiller, die Abendluft war ihr zu kühl, und sie trieb zum Ausbruch.“

„Wie zeigte sich der Chevalier?“

„Er war ebenfalls so froh und übermüthig wie



Das Henneberger Schloß in Schleusingen. (S. 163)

selten; er nöthigte meine Schwägerin fortwährend zum Trinken, fließ mit ihr an und mir schien es, daß er selbst zu viel getrunken habe."

"War nun Ihre Schwägerin freundlicher als sonst gegen den Chevalier?"

Sophie hatte bisher nicht begriffen, warum der Kriminalrichter all' diese Fragen an sie stellte, aber sich trotzdem verpflichtet gefühlt, sie wahrheitsgetreu zu beantworten. Jetzt stuzte sie doch, denn die Ahnung stieg in ihr auf, wohin der Mann damit zielte. "Ich habe nichts davon bemerkt, sie war so heiter und liebenswürdig wie immer, und selbst wenn sie freundlicher gewesen wäre," setzte die junge Baroneß lebhaft hinzu, "meinen Bruder würde das nicht gestört haben; er war frei von jeder eifersüchtigen Anwandlung, wie würde er sonst das Zusammenleben mit seinem Freunde ertragen haben?"

Diese Entgegnung machte dem Scharfblick der jungen Dame alle Ehre; sie hatte also den erwarteten Verdacht des Untersuchungsrichters begriffen und wollte ihn davon ablenken; der Affessor ehrte dies Bestreben der Schwester, aber er ließ sich davon nicht irre machen; die Vorstellung hatte einmal in ihm Wurzel geschlagen, daß der Baron aus plötzlich erwachter Eifersucht seine Frau getödtet habe, und da mit dieser Annahme allein das psychologische Räthsel des unerklärlichen und schrecklichen Verbrechens eine Lösung fand, so hielt Bleibwerth mit großer Hartnäckigkeit daran fest und suchte diese aufgefundenen Spur sorgfältig zu verfolgen. Ueber die Vorgänge jenes Abends wußte die junge Baroneß nichts anzugeben, da sie sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte; aber ehe noch der Affessor eine weitere Frage an sie stellen konnte, betheuerte sie mit großer Wärme, daß zwischen ihrem Bruder und ihrer Schwägerin niemals auch nur das geringste Zerwürfniß entstanden sei; daß sie in überaus glücklicher Ehe mit einander gelebt hätten und es deshalb völlig unmöglich sei, daß ihr armer Bruder ein so schändliches Verbrechen begangen haben könne. "Er wäre einer solchen unerhörten That ganz unfähig," fügte sie lebhaft hinzu, "denn er besitzt das edelste und reinste Herz, und auf seinem Leben hat bisher kein Flecken geruht." — Die blauen Augen des jungen Mädchens leuchteten bei diesen Worten, und sie zeigte eine Erregung, die von ihrem früheren ruhigen Wesen eigenenthümlich abstach.

Auf den Kriminalrichter hatte die Baroneß den günstigsten Eindruck gemacht, sie verrieth bei all' ihrer Jugend so viel klaren Verstand, soviel geistige Reife, auch an ihrer Wahrheitsliebe zweifelte er keinen Augenblick, und doch hatten ihn ihre Angaben in seinem einmal eingeschlagenen Gedankengange nicht mehr irre gemacht, sie waren vielmehr nur geeignet gewesen, ihn darin zu bestärken. Die Schwester des Angeklagten bestritt freilich, daß ihr Bruder je Anwandlungen von Eifersucht gezeigt habe; aber man war an jenem Abende in Torbole sehr lustig gewesen, der Slavonier hatte sogar schon zu viel getrunken und war nun wahrscheinlich zärtlicher und aufmerksamer gegen die noch immer heimlich geliebte Frau geworden, als die Baroneß zugeben mochte. In seiner Weinlaune war nun plötzlich in dem Baron die wildeste Eifersucht erwacht, die schon lange, vielleicht ihm selber unbewußt, in seiner Brust geschlummert hatte, und da er dem Freunde seine Schuld geben mochte, so hatte sich seine eifersüchtige Wuth vernichtend gegen die arme Frau gerichtet, die er in seiner Verblendung für die Schuldige hielt. Dadurch allein ließ sich Alles erklären. Nach der vollbrachten That war der Baron wieder zum klaren Bewußtsein erwacht, und jetzt hätte er sie gern ungeschehen machen wollen; ja, er bildete sich vielleicht sogar ein, daß er dies Verbrechen nicht begangen

haben könne, und er sah die Vorgänge jener Nacht nur noch durch einen Schleier, der ihn selbst über die schreckliche Wirklichkeit betrog. Die Liebe zu seiner Frau war nach dem wilden Anfall der Eifersucht nur noch heftiger in ihm aufgeflammt, und so mußte ihm der Gedanke grauenhaft, wenn nicht völlig unmöglich erscheinen, daß er selbst sein angebetetes Weib vernichtet haben könne.

Die Vernehmung des sämtlichen Dienstpersonals förderte anfangs wenig Neues zu Tage; Alle stimmten darin überein, daß der Baron seine Gemahlin völlig auf Händen getragen und zwischen ihm und dem Chevalier das herzlichste und innigste Freundschaftsverhältniß bestanden habe. Sie wußten auch nicht von dem geringsten ehelichen Zerwürfniß zu berichten. Nur die Kammerjungfer der Baronin machte von diesen lebhaften Betheuerungen eine Ausnahme, ja ihre Aussage war vollkommen geeignet, den ersten dunklen Schatten auf den Angeklagten zu werfen.

Die zuletzt aufgerufene Zeugin Enrichetta Polini war eine Italienerin und erst seit einem halben Jahre als Kammerjungfer in den Dienst der Baronin getreten. Enrichetta war groß und ungewöhnlich mager, sie zählte erst zwanzig Jahre, sah aber mit ihrem gebräunten, hageren Gesicht, aus dem ein paar dunkle, tiefliegende Augen hervorblickten, weit älter aus. Sie hatte gar nicht das Einschmeichelnde einer Italienerin, etwas wie Troß und Unbotmäßigkeit prägten sich in ihren scharfen, wenig ansprechenden Zügen aus. Ihre Vaterstadt Mailand hatte sie schon in frühesten Jugend verlassen, sie war seitdem fast immer bei Deutschen in Diensten gewesen und wußte sich deshalb in deutscher Sprache vollkommen geläufig auszudrücken.

Als der Kriminalrichter die Frage an die Kammerjungfer stellte, ob sie ebenfalls das glückliche, harmonische Zusammenleben des Barons und seiner Gattin aus eigener Anschauung bestätigen könne, suchte ein seltsames Lächeln um die dünnen Lippen der Italienerin; aber sie schwieg und machte nur, nach Gewohnheit ihrer Landsleute, eine charakteristische Handbewegung, die zu sagen schien: "Ja darf ich denn mit der Sprache herausrücken?"

"Sie sind verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen, denn Sie müssen Ihre Aussagen beschwören," bemerkte der Affessor sehr eindringlich, er hielt eine solche Ermahnung nicht für überflüssig.

Enrichetta zuckte zusammen. Ihr Gewissen schien damit erwacht, und wie ein Pferd, das durch einen Peitschenhieb auf den rechten Weg gelenkt wird, so sagte sie jetzt ohne weiteres Zögern: "Ja, vor der Welt spielte der Baron wohl den zärtlichsten Ehemann, aber er war es nicht immer, davon hat freilich niemand Anderes etwas erfahren, als ich."

"Wie kommen denn gerade Sie zu dieser Wissenschaft?" fragte Bleibwerth.

Die Italienerin sah den Kriminalrichter mit ihren großen dunklen Augen etwas triumphirend an, als sei sie über seine Beschränktheit heimlich doch etwas verwundert und sie sagte nur mit ihrer scharfen, harten Stimme: "Ich war ja die Kammerjungfer der Frau Baronin!"

Diese Antwort war schlagender, als die überzeugendsten Beweisgründe; Bleibwerth mußte dies auch zugestehen und doch hatte er eine solche Frage stellen müssen, um auf Grund derselben in seinem Forchen weiter vordringen zu können.

"Ihre Behauptung steht mit den Aussagen aller übrigen Zeugen im schärfsten Widerspruch. Was haben Sie zum Beweis derselben anzuführen?" fragte der Affessor jetzt von Neuem.

"O, sehr viel! Aber wo soll ich anfangen?" rief Enrichetta lebhaft aus, als seze sie die Ueberfülle ihrer Wissenschaft in Verlegenheit.

"Ich werde zunächst fragen und Sie mögen antworten," entgegnete Bleibwerth, und die Italienerin machte zum Zeichen ihres Gehorsams eine Verbeugung. "Hat sich zuweilen die Baronin über das Benehmen ihres Gemahls gegen Sie beklagt?"

"Mehr als einmal. Sie sagte mir erst wenige Tage vor ihrem Tode: 'Alle Welt hält mich für glücklich, ich bin es doch nicht.'"

"Und warum fühlte sie sich nicht glücklich?"

Wieder spielte dasselbe Räthsel um die dünnen Lippen der Italienerin, das zu sagen schien: "Und Du kannst noch fragen?" Aber sehr höflich, fast unterwürfig antwortete sie: "Der Baron war eben gegen meine arme Herrin nicht so liebenswürdig, wie er es den Leuten gern glauben machte; wenn sie allein waren, habe ich sehr oft den heftigsten Streit zwischen ihnen gehört."

"Vorüber entspann er sich?"

"O, über Kleinigkeiten. Der Baron war so launenhaft, so herrschsüchtig, bald war seine Gattin in der Gesellschaft zu heiter, bald zu ernst gewesen und immer regneten auf meine arme Herrin die bittersten Vorwürfe herab. Der Baron fand immer etwas an ihrem Benehmen zu tabeln."

"Und wie verhielt sich dazu die Baronin?"

"Meine liebe, theure Herrin?" rief die Italienerin aus, und ihre scharfe, harte Aussprache des Deutschen erhielt einen weicheren Klang; Thränen traten ihr in's Auge und sie antwortete in tiefer Kühlung: "Sie war die Sanftmuth und die Güte selbst; sie ertrug Alles mit himmlischer Geduld, während ich vor Wuth in meinem Zimmer zitterte, wenn ich mit anhören mußte, wie der Tyrann meine liebe, einzige Baronin quälte."

"Beklagte sich der Baron niemals, daß seine Gemahlin sich zu schroff oder zu liebenswürdig gegen seinen Freund, den Chevalier, gezeigt habe?" fragte der Affessor weiter, und jetzt ruhten seine Blicke voll gespannter Erwartung auf den Lippen Enrichetta's.

Den scharfen Augen der Italienerin entging die gesteigerte Aufmerksamkeit des Untersuchungsrichters nicht, es blickte in den tiefen, eingesunkenen Sternen seltsam auf und dann antwortete sie nach kurzem Sinnen: "Das war ja das Schlimmste und wohl der Grund alles Zerwürfnisses, der Baron fühlte eine rasende Eifersucht gegen den Chevalier, obwohl er sie aller Welt zu verbergen suchte."

"Wissen Sie das genau? und welche Beweise haben Sie dafür?" fragte Bleibwerth hastig.

"Ich habe es mehr als einmal gehört, daß der Baron ganz außer sich war, weil meine arme Herrin nach seiner Meinung sich zu lange und zu freundlich mit dem Chevalier unterhalten hatte."

"Warum hielt er seinen Gast noch länger im Hause, wenn er auf ihn so eifersüchtig war?"

"Das hat die Baronin ihn oft gefragt und er gab dann stets zur Antwort: 'Weil das mir ein besonderes Vergnügen macht; er soll Dich täglich sehen, Deine Schönheit bewundern, aber Du darfst ihm keine größere Gunst zeigen, als ich gerade will, und wenn Du nur um eine Linie darüber hinausgehst, dann machst Du mich rasend.' Meine arme Herrin hat unter diesen Quälereien unsagbar gelitten und wenn sie allein war, dann hörte ich sie oft seufzen."

"Sie glauben also, daß er aus Eifersucht seine Frau getödtet habe?" fragte der Affessor, und von seiner einmal erfaßten Lieblingsvorstellung geleitet, verließ ihn zum ersten Mal die objektive Ruhe, die er bisher in der ganzen Untersuchung gezeigt hatte; er würde sonst an die Zeugin nicht eine Frage gestellt haben, die sie nur mit ihrem subjektiven Urtheil beant-

worten konnte. Die Italienerin sagte auch wirklich ungewöhnlich rasch und bestimmt: „Ich bin davon überzeugt, denn der Baron hat mehrmals meiner Herrin gesagt: ‚Ich liebe Dich bis zum Wahnsinn und ich bin unglücklich über jeden Blick, den Du einem Andern schenkst; ich fürchte, ich werde noch einmal Dir oder mir selbst aus Eifersucht das Leben nehmen.‘“

„Sprach denn der Baron mit seiner Gattin so laut, daß Sie es im nächsten Zimmer hören konnten?“

„Nein, ganz leise, aber ich horchte am Schlüsselloch und konnte Alles recht gut verstehen,“ bekannte Enrichetta mit der doppelten Naivetät der Italienerin und Kammerjungfer, die dies Horchen zu ihrer Dienstpflicht zu rechnen schien.

„Wie ertrug die Baronin diese Ausbrüche von Eifersucht ihres Mannes?“

„Mit all' der liebenswürdigen Geduld, die sie besaß. Wenn wir allein waren, hab' ich ihr oft gesagt, daß ich sie aufrichtig bewundere, daß ich nicht so geduldig sein könnte und einem Mann die Augen austragen würde, der mich so quälen wollte, und dann antwortete sie stets mit ihrem himmlischen Lächeln: ‚Was willst Du? Wir Frauen sind zum Dulden geboren, und wenn er mich quält, so geschieht es ja nur aus grenzenloser Liebe.‘ Ich danke für diese Liebe, die schließlich Einem das Leben kostet!“ setzte die Italienerin mit allen Zeichen der Empörung hinzu.

„Niemand weiter als Sie hat von diesen Eifersuchtszenen Kenntniß?“

„Nein, der Baron begann ja nur damit, wenn er sich mit meiner Herrin allein wußte; aber er mochte wohl in letzter Zeit merken, daß ich allein dahinter gekommen, wie wenig er in Wahrheit der zärtliche Ehemann war, den er vor aller Welt zu spielen wußte, denn er drang darauf, daß mich die Baronin entlassen solle.“

„Wollte Ihre Herrin diesem Verlangen nachkommen?“

„Es blieb ihr nichts Anderes übrig; sie mußte mir einige Tage vor ihrem Tode kündigen.“

„Haben Sie seitdem einen Groll auf den Baron geworfen?“

„Durchaus nicht,“ antwortete die Italienerin, ohne eine Miene zu verziehen. „Ein Mädchen wie ich findet immer wieder eine gute Stelle, denn ich habe zum Glück die besten Zeugnisse aufzuweisen,“ und bei den letzten Worten richtete die Kammerjungfer ihre haagere Gestalt nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein in die Höhe.

„Und Sie können diese Ihre Aussagen mit gutem Gewissen beschwören?“ fragte der Assessor zum Schluß und richtete jetzt noch einmal seine scharfen, klugen Augen durchdringend auf die Italienerin.

Enrichetta schlug die Blicke nicht nieder; sie sah dem Untersuchungsrichter dreist in's Gesicht und antwortete mit großer Bestimmtheit: „Gewiß!“

Die Vertheidigung der Zeugin erfolgte, und mit dieser einzigen Ausage mußte die Sache des Barons eine andere Wendung nehmen. Auf die räthselhafte dunkle That fiel plötzlich ein Lichtstrahl, der sie in einer Beleuchtung zeigte, die Niemand vorher erwartet und nur Assessor Bleibwerth in aller Stille vermuthet hatte. Dieser empfand hierüber natürlich keinen kleinen Triumph, obwohl er die Freude über seinen Scharfsinn, der sich wieder einmal erprobt hatte, aller Welt zu verbergen wußte.

7.

Zum nicht geringen Verdruß der Gräfin Trautenbach konnte ihre Richte wirklich nicht so rasch das glänzende Erbe antreten, wie die alte Dame in ihrer Ungebuld gehofft hatte. Das Gericht hielt es doch für nöthig, noch einmal einen öffentlichen Aufruf zu erlassen,

damit die nächstberechtigte Erbin, die Schwester der Baronin, sich endlich melden könne. blieb auch dieser Aufruf vergebens, so mußte erst auf Todeserklärung der Verschwundenen angetragen werden, ehe die Comtesse ihre Erbsprüche geltend machen konnte.

Gräfin Trautenbach begriff das Alles nicht; sie war außer sich über diese Weitläufigkeiten und die unerhörte „Pedanterie“ des Gerichtes, wie sie es nannte. Es war ja gar keine Frage, daß Nannie nicht mehr am Leben, sie hätte sich ja selbst wohl längst schon gemeldet, wozu also noch diese Umstände, die nur geeignet waren, die Sache in die Länge zu ziehen und ihre geliebte Nichte des Glückes zu berauben, sich endlich eines Besizes zu erfreuen, der ihr von Rechtswegen schon längst hätte zufallen sollen. Die Gerichte zerrten gewiß die ganze Erbschaftsgeschichte nur deshalb in die Länge, um ein hübsches Stück Geld in ihre Kasse zu ziehen.

Ach, es war nicht das einzige Herzleid, das die alte Dame empfand, der plötzliche Tod der Baronin hatte ihr noch ein anderes gebracht, das sie beinahe noch schwerer bedrückte. Ihre Nichte hatte sich in ihrer großen Gutmüthigkeit zu einem sehr thörichten Streiche hinreißen lassen und leider auf die Abmachungen ihrer erfahrenen Tante diesmal nicht gehört. Ja, war es nicht eine grenzenlose Thorheit, die Schwester eines Mannes, der dem wohlverdienten Zuchthaus entgegenritt, in das Haus zu nehmen und ihr für immer ein Asyl anzubieten? Welche Gemeinschaft hatte man noch mit diesen Leuten, nachdem durch den Tod der Baronin das einzige Band zerissen worden, das sie mit ihnen verknüpfte hatte? Das war eine zu weit getriebene Großmuth, jetzt der Schwester des elenden Verbrechers ein Obdach zu gewähren, ja, in den Augen der alten Gräfin war es sogar eine „Bêtise“, wie sie es offen ihrer Nichte gesagt hatte, denn man machte dadurch mit Leuten gemeinsame Sache, von denen sie ein Abgrund für immer trennen mußte. Nun, Margareth hatte in einer Anwandlung großmüthiger Schwäche einmal der Schwester des elenden Mörders das Anerbieten gemacht und mochte ihr Wort nicht zurücknehmen, obwohl die Gräfin all' ihre Beredsamkeit aufwandte, um den neuen unlieb-samen Gast fernzuhalten. Irgend ein schicklicher Vorwand hätte sich ja so leicht noch im letzten Augenblick finden lassen, der die Sache rückgängig machte.

Chevalier Jospovic hatte bald nach der Geneung Sophiens das gastliche Haus seines Freundes verlassen und in Arco selbst sich eine hübsche Wohnung gemiethet. Es wäre ohnehin nicht schicklich gewesen, mit einem jungen Mädchen allein unter einem Dache zu leben; aber er mochte noch dazu sehr zufrieden mit diesem nothgedrungenen Wechsel sein, hatte er doch nun das Glück, ganz in der Nähe Derjenigen zu leben, der er in letzter Zeit bereits die größte Aufmerksamkeit geschenkt und gezeigt hatte, daß sie seinem Herzen nicht mehr gleichgültig sei.

Das Gericht, das bis zur Ermittlung des nächstberechtigten Erben die Güter der Baronin in Verwaltung nahm, hatte zwar der jungen Baroneß das Anerbieten gemacht, in der Villa ihres Bruders für einen sehr mäßigen Miethzins wohnen bleiben zu können; aber Sophie verfügte einestheils nicht über so glänzende Mittel, um einen so kostspieligen Hausstand weiter zu führen, und andererseits hätte sie auch um keinen Preis in einem Hause bleiben mögen, das durch solch' schreckliche Ereignisse verödet und vereinsamt worden war. Sie wollte und mußte fort; aber wohin? Sie wußte es selbst nicht, denn sie stand jetzt ganz allein in der Welt, seitdem sie ihre einzige Stütze, den geliebten Bruder, verloren hatte. Diese Gegend völlig verlassen mochte sie ebenfalls nicht; sie wollte in der Nähe ihres armen Bruders bleiben,

vielleicht wurde es ihr doch endlich gestattet, ihn zu sehen und öfter zu besuchen. Man hatte ihr gesagt, daß das nach Feststellung des Thatbestandes und nach Vernehmung aller Zeugen möglich sein würde.

In Riva selbst konnte und mochte Sophie nicht bleiben; hier wäre sie zu oft mit Angerstein in Berührung gekommen und ihn mußte sie vermeiden, ihn vor Allen. Das Geschick hatte sie Beide jetzt auf immer getrennt; er war Offizier, seine Ehre erforderte es, daß er mit der Schwester eines Mannes, auf dem ein so furchtbarer Verdacht ruhte, keine weitere Gemeinschaft mehr hatte. Die junge Baroneß dachte an Arco, und Jospovic hatte diesem Gedanken sehr zugestimmt und ihr beim Abschied versprochen, sich dort nach einer passenden Wohnung für sie umzusehen. Dem Chevalier war seine Ueberfiedelung leicht geworden; er hatte sie rasch bewirkt, denn seine ganzen Sachen waren in zwei Koffern bequem untergebracht und fortgeschafft. Sophie dagegen hatte in der Villa ihrer Schwägerin zwei Zimmer inne, denn ihr war von ihrer seligen Mutter mancherlei Hausrath zugefallen, auch alte werthvolle Gegenstände und Kunstsachen, die ihr als Andenken an die geliebte Verstorbene unendlich theuer waren und von denen sie sich nicht trennen mochte; sie konnte deshalb nicht so schnell und rasch entschlossen ihr Zelt abbrechen wie Jospovic, der sofort in Arco eine Wohnung gemiethet hatte und noch an demselben Tage dahin übergesiedelt war. Der Chevalier hatte sich sogleich bereit, der Comtesse einen Besuch abzustatten und sich ihr als Nachbar vorzustellen, denn es war ihm gelungen, ganz in der Nähe der Walbenbruck'schen Villa ein paar hübsch möblirte, für ihn passende Zimmer zu finden, und bei dieser Gelegenheit hatte er davon gesprochen, daß auch Sophie Riva verlassen und am liebsten ebenfalls nach Arco überfiedeln wolle, um wenigstens in der Nähe ihres armen Bruders zu bleiben, da ihr durch die traurigen Ereignisse der Aufenthalt in der Villa am See völlig verleidet worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Das Henneberger Schloß in Schleusingen.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Die gefürsteten Grafen von Henneberg gehörten im Mittelalter einem der angesehensten mitteldeutschen Dynastengeschlechter an und schieden sich später in drei Linien: Schleusingen, Aicha und Hartenberg-Römhild. Jede derselben hinterließ in Burgen und Klöstern Denkmäler ihrer hervorragenden Stellung, und eines der stattlichsten derselben erhebt sich in der kleinen thüringischen Stadt Schleusingen: das Henneberger Schloß (siehe das Bild auf S. 161) oder die Bertholdsburg, ehedem die Residenz der Grafen von Henneberg-Schleusingen. Schleusingen ist seit 1815 eine preussische Kreisstadt, war aber ehedem die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Das einst feste, überaus malerische und stattliche Schloß, jetzt Sitz des preussischen Landrathsamts und anderer Behörden, soll seinen Namen Bertholdsburg von jenem Grafen Berthold VII. von Henneberg führen, der um 1310 von Kaiser Heinrich VII. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Es ist als Bau aber jedenfalls älter und wohl vielfach umgebaut worden. Während einer Belagerung im Bauernkriege wurde das Schloß schwer beschädigt, worauf Graf Wilhelm VI. es wieder herstellen ließ, mit dessen Sohne Johann Ernst die Henneberger 1583 ausstarben. Ihre Grabdenkmäler sind in einer Seitenkapelle der dem Schloß gegenüber sich erhebenden alten Stadtkirche aufgestellt. Der Halbmond neben dem Kreuz auf der Kirchturmspitze ist ein Erinnerungszeichen an die Heldenthat des letzten Grafen von Henneberg, der in einer Türken Schlacht den Herzog Moriz von Sachsen aus den feindlichen Schaaren herauszieh.

Die normannische Flotte vor Paris im Jahre 845.

(Mit Abbildung.)

Schon zu Karl des Großen Zeit begannen die Normannen, jene kühnen skandinavischen Seeräuber, die Küsten Frankreichs und Englands zu brandschätzen, aber erst die Schwäche der Nachfolger des großen Kaisers ermöglichte es ihnen, in Frankreich festen Fuß zu fassen und ihre verheerenden Raubzüge bis tief in das Innere des Landes auszu dehnen. Auf ihren kleinen, meist nicht einmal mit einem Deck versehenen Ruderschiffen durchkreuzten diese verwegenen Seeräuber das Meer, erschienen plötzlich, wo man sie am wenigsten vermuthete, und schleppten ungeheure Beute fort. Brand, Mord und Verwüstung bezeichneten ihren Weg. Obgleich oft genug geschlagen, kehrten sie immer wieder und wurden mit jedem Male kühner. Besonders unter dem schwachen Karl dem Kahlen (823—877), der ihren Abzug durch Geld zu erkaufen suchte, wurden sie eine wahre Geißel des Landes. Auf ihren kleinen, leichten Schiffen drangen sie unter Führung ihres Herzogs Reginher im Jahre 845 sogar die Seine aufwärts bis nach Paris vor, eroberten die Stadt, plünderten sie aus und zogen unbehelligt wieder von dannen. Unsere Abbildung zeigt uns die Ankunft der ersten normannischen Schiffe vor den Mauern von Paris. Es blieb dies übrigens nicht der einzige Besuch, den die gefürchteten Seeräuber der französischen Hauptstadt machten, bis endlich Karl der Einfältige 912 seine Tochter Gisela mit dem Normannenfürher Rollo vermählte, um der ewigen Bedrohung zu entgehen. Der gefürchtete Nordmannsrede wurde Christ, nahm in der Taufe den Namen Robert an und ließ sich mit den Seinen im Gebiet der unteren Seine nieder, das fortan den Namen der Normandie führte.

Das Aufrichten des Maibaumes in einem Dorfe Oberbayerns.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Unter den mannigfachen Bräuchen, welche seit alter Zeit am 1. Mai noch vielfach im Schwange sind, ist das Aufrichten des Maibaumes einer der eigenartigsten. In vielen Gemeinden Oberbayerns herrscht ein förmlicher Wettstreit, welche von ihnen den schönsten Maibaum aufzuweisen haben wird. Die Burschen suchen die höchste Tanne aus, deren sie nur habhaft werden können, schälen den schlanken Stamm bis auf die stehenden bleibende Krone glatt ab und zieren ihn dann in der aus unserem Bilde auf S. 165 ersichtlichen Weise, welche symbolisch das treue Zusammenhalten der ganzen Gemeinde darstellt. So bedeutet der Kranz unten: den Ring der Zusammengehörigkeit; darüber sind vier Armbrüste als Zeichen der Wehr und des Schutzes besetzt,

dann kommen nach oben hin zierlich geschnitzte und bemalte Abbildungen von Kirche, Schule, Gemeindehaus, Schmiede und der verschiedenen in der Gemeinde vertretenen Gewerbe, und ganz oben flattern unter der Krone lustig zwei bunte Fähnlein. Unter den Klängen der Musik geht unter freudiger Antheilnahme der ganzen Einwohnerschaft dann die Aufrichtung des Baumes vor sich, um den sich am Abend das junge Volk im frohen Reigen dreht.

Hälfte der zwanziger Jahre, mit jugendfrischem Gesicht und schlankem, aber kräftigem Körperbau, sein Pferd in rascher Gangart, als kenne er den Weg genau genug, um ihn auch in der Finsterniß der Nacht zu finden.

Paul Werder, so hieß der Reiter, war der einzige Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Neustadt. Infolge der Geschäftsverbindungen seines Vaters, den er bei der Führung des umfangreichen Landesproduktengeschäftes unter-

stützte, kam er in häufige Berührung mit den Großgrundbesitzern der Umgegend, die den weltgewandten jungen Mann auch außer geschäftlich gern als Gast sahen, und hierbei hatte er die neunzehnjährige Tochter des Herrn v. Braunewitz auf Neuenfeld, Amalie, kennen gelernt. Das schöne Mädchen machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Kaufmann, und da er zu bemerken glaubte, daß auch er ihr nicht ganz gleichgültig sei, wagte er es, ihr in unauffälliger Weise seine Huldigungen darzubringen, und bald hatten sich die Herzen der jungen Leute, ohne Rücksicht auf die Standesunterschiede, zu heimlichem Bunde gefunden.

Heute nun hatte der Schloßgärtner von Neuenfeld einen Brief an Paul gebracht, der diesen in nicht geringe Aufregung versetzte.

„Komm,“ so lauteten die Zeilen von Amaliens Hand, „heute Abend um zehn Uhr in den Park. Ich erwarte Dich unter den großen Bäumen, dem Fenster meines Zimmers gegenüber. Es handelt sich um Dinge von höchster Wichtigkeit — um unser Beider Lebensglück.“

Paul jögerte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten. Vor Dorf Neuenfeld bog er in einen Feldweg ein, der hinter dem Dorfe herum zum Schlosse führte. Etwa hundert Schritte vor demselben hielt er sein Pferd unter einer Gruppe alter Linden an, in deren Schatten

völlige Finsterniß herrschte, befestigte die Zügel an einem der weit herunterreichenden Nester, und schritt dann vorsichtig dem Schlosse zu.

Die Parkmauer war bald überstiegen und wenige Minuten später hielt Paul Amalien in seinen Armen und preßte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

Sie wehrte ihn sanft ab.

„Laß mich, Geliebter, ich bitte Dich. Nicht um mit Dir zu tändeln, habe ich Dich zu dieser nächtlichen Zusammenkunft bestellt, ich habe Dir Schlimmes mitzutheilen und mußte



Die normannische Flotte vor Paris im Jahre 845.

Ein Reiterstück.

Erzählung

von Franz Lehmann.

(Nachdruck verboten.)

An einem stürmischen Herbstabend des Jahres 1743 trabte ein Reiter auf der Straße entlang, die von Neustadt in Oberschlesien nach dem eine Stunde entfernten Rittergute Neufeld führte. Dichte Wolken bedeckten den Himmel und hüllten die ganze Gegend in tiefe Dunkelheit. Dennoch hielt der Reiter, ein junger Mann in der ersten



Das Aufrichten des Maibaumes in einem Dorfe Oberbayerns. (S. 164)

Dich heute noch sprechen, denn morgen dürftest es schon zu spät sein."

"Du erschreckst mich, Amalie," rief Paul. "Das Außergewöhnliche Deiner Bestellung ließ mich zwar nichts Gutes vermuthen — doch sprich, was ist vorgefallen?"

Amalie ergriff seinen Arm und zog ihn tiefer in den Schatten der Bäume.

"Mir ist so bang," flüsterte sie, "so bang, als stände uns heute noch ein großes Unglück bevor. Doch höre, die Augenblicke sind kostbar. Wir hofften doch, mit der Zeit die Zustimmung meines Vaters zu unserem Bunde zu gewinnen, und vielleicht wäre es uns auch gelungen. Aber schon seit einiger Zeit widmete mir der junge Baron v. Brinkendorf nicht mißzuerstehende Aufmerksamkeiten —"

"Wie, der Glende, der im letzten Kriege wegen Feigheit seinen Abschied nehmen mußte?" unterbrach sie Paul.

"Derjelbe. Die abweisende Kälte, mit der ich ihn behandelte, war nicht im Stande, ihn abzuschrecken. Heute kam er nebst seinem Vater wieder angefahren. Beide waren in besonders gewählter Toilette, und die Feierlichkeit, mit der sie meinen Vater und mich begrüßten, sowie die Blicke, die mir der junge Baron zuwarf, erweckten in mir eine Ahnung dessen, was im Werke war. Nachdem einige oberflächliche Redensarten gewechselt worden, bat der alte Brinkendorf meinen Vater um eine Unterredung unter vier Augen, und nach einer halben Stunde rief mich der Letztere auf sein Zimmer und eröffnete mir, daß der Baron für seinen Sohn um meine Hand geworden, und er ihm diese auch zugesagt habe. Es sei bereits Alles geordnet und ich möge ihm folgen, um meinen Bräutigam zu begrüßen. Ich war anfangs wie erstarrt, dann warf ich mich meinem Vater zu Füßen und flehte ihn an, mich nicht zu einer Ehe mit einem Manne zu zwingen, den ich weder lieben noch achten könne. Meine Bitten, meine Thränen vermochten nicht den Sinn meines Vaters zu ändern. Er wisse es wohl, rief er, nur meine Neigung zu Dir sei daran schuld, daß ich die vortheilhafte, standesgemäße Parthie von der Hand weise, aber lieber wolle er mich im Kloster sehen, denn als Frau eines Krämers. Und als ich ihm darauf erwiderte, daß ich keinen Andern als Dich heirathen, daß ich dies dem Baron in's Gesicht sagen und noch am Altare Nein rufen würde, gerieth er in furchtbaren Zorn und kündigte mir an, daß ich morgen in aller Frühe zu meiner Tante nach Prag abreisen und dort so lange bleiben solle, bis ich zur Vernunft gekommen."

"Armes Herz," sagte Paul gepreßt, "wirst Du denn auch stark genug sein, vielleicht Jahre lang den Zorn Deines Vaters, die Trennung von der Heimath zu ertragen?"

"O Paul, wenn ich nur Deiner Liebe sicher bin, so wird mir Alles leicht."

Paul preßte Amalie an seine Brust und küßte sie innig auf die frischen Lippen. "Danke Dir, mein tapferes, treues Mädchen, für dieses Wort! Ich bleibe Dir treu, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"

Amalie machte sich sanft aus Paul's Armen los. "Nun reise ich beruhigt ab, lehre auch Du jetzt zurück, ehe uns Jemand entdeckt, und vergiß nicht, was auch geschehen möge, ich bleibe die Deine bis zum Tode."

Paul wollte etwas erwidern, da hörte man ganz in der Nähe ein Geräusch, als ob ein trockener Zweig unter dem Tritte eines Menschen zerbräche. Erschrocken sahen Beide auf; aus dem Dunkel kam eine menschliche Gestalt auf sie zu. Paul stellte sich kampfbereit vor Amalien, dieser den Weg zur Pforte deckend, doch die Gestalt blieb ebenfalls stehen.

"Sind Sie es, gnädiges Fräulein?" fragte eine ängstliche Stimme.

Amalie erkannte an dem Klange derselben den Gärtner ihres Vaters. "Was thut Ihr um diese Stunde hier, Balthasar?" fragte sie. "Ach, gnädiges Fräulein," versetzte der Gärtner kläglich, "werden Sie es mir verzeihen können, daß ich schlecht gegen Sie und Herrn Werder gehandelt habe, während Sie doch immer so gut gegen mich waren?"

"Was habt Ihr gemacht, Balthasar?" forschte Amalie erschrocken.

"Ich habe es, weiß Gott, nur gethan, weil ich nicht anders konnte, aber der Herr Baron —"

"Was ist's, was ist's," drängte Paul, "so erzählt doch, was Ihr angerichtet habt."

Und nun beichtete der Gärtner: Herr v. Brandewitz, der auf irgend eine Weise Kenntniß von seiner Besorgung erhalten haben mußte, habe, in Gemeinschaft mit den beiden Baronen v. Brinkendorf, ihn auf seinem Wege nach der Stadt eingeholt und durch Drohungen zur Herausgabe des Briefes gezwungen. Nachdem Herr v. Brandewitz den Brief gelesen, habe er eine Weile leise mit seinen Begleitern berathschlagt und hierauf dem Gärtner befohlen, den Brief an seine Adresse zu befördern, aber, bei Strafe sofortiger Dienstentlassung, kein Wort von dem Zwischenfalle zu erwähnen. Der Mann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, wagte, in der Angst sein Brod zu verlieren, nicht, dem Befehle zuwider zu handeln, und nach seiner Heimkehr hatte ihn Herr v. Brandewitz sofort mit einem Briefe nach dem eine Stunde von Neuendorf entfernten Schönau zum Offizier des dort liegenden Werbekommando's geschickt. Von da war er eben erst zurückgekommen, und um seinen unfreiwilligen Verrath wenigstens soviel als möglich wieder gut zu machen, hatte er sich hierher geschlichen, um die Liebenden zu warnen, da er vermuthete, daß denselben irgend eine Gefahr drohe.

"Ich kann mir schon denken, was gegen mich geplant ist," sprach Paul. "Die Werber sollen mich abfangen. Aber glücklicher Weise kam die Warnung noch zu rechter Zeit, und sitze ich erst im Sattel, soll es den Häschern schwer werden, mich zu fassen. Lebe wohl, Geliebte, ich muß eilen, fortzukommen. Gefahr est im Verzuge. Harre muthig aus, Gott wird uns schon helfen, die Hindernisse zu besiegen, welche unserer Liebe entgegenstehen!"

Noch einmal preßte er das weinende Mädchen an sich; dann, nachdem sich die Pforte hinter Amalien geschlossen hatte, kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war. Ehe er sich an der äußeren Seite der Parkmauer herabließ, horchte er gespannt in die Nacht hinaus; doch er vernahm nichts, als das Rauschen des Windes und das ungeduldige Scharren seines Pferdes unter den Bäumen. Zu sehen war fast gar nichts mehr, es war noch dunkler geworden als vorhin.

Geräuschlos glitt er an der Mauer herunter und schritt auf sein Pferd zu; es war noch an derselben Stelle angebunden, an der er es verlassen hatte.

"Still, mein Brauner," redete er das äußerst unruhige Thier an. "Du wirst bald tüchtig ausgreifen dürfen. Diesmal werden die Herren Werber einen vergeblichen Gang machen."

"Doch nicht! Fakt ihn!" rief plötzlich eine rauhe Stimme hinter ihm, während ihn eine kräftige Faust im Genick packte. Wie durch einen Zauberschlag wurde es auf einmal unter den Bäumen lebendig, noch mehr Hände griffen zu, es mußten wenigstens sechs Männer sein, die sich um Paul drängten, und ehe er nur im Stande war, sich von seiner Bestürzung zu erholen, lag er schon an Händen und Füßen gefesselt am Boden.

"Den Vogel hätten wir. Marsch fort mit ihm, auf den Wagen!"

"Glückliche Reise zur Hochzeit mit dem

Korporalstod!" hörte Paul die näselnde Stimme des jungen Barons v. Brinkendorf, von einem höhnischen Auflachen begleitet, rufen; dann wurde ihm ein Mantel über den Kopf geworfen, er wurde auf einen leichten Wagen gehoben, und über Stock und Stein gings im Galop davon.

Paul war einem Dragonerregiment zugeheilt worden, und als er sah, daß sein Schicksal unabwendbar war, bemühte er sich, wenigstens ein tüchtiger Soldat zu werden. Sein eifriges Streben und seine Intelligenz blieben von seinen Vorgesetzten nicht unbemerkt, und als das Heer im Juli 1744 ins Feld zog, wurde er zum Gefreiten befördert.

Sein Regiment gehörte zur Heeresabtheilung des Markgrafen Karl, dessen Hauptquartier sich im Frühling 1745 in Jägerndorf befand. König Friedrich II. lagerte zu derselben Zeit bei Frankenstein, zwischen ihm und den Markgrafen hatte sich ein starkes österreichisches Armeecorps geschoben und die Verbindung zwischen den beiden preussischen Heerestheilen fast ganz abgeschnitten. Die Umstände erheischten, daß der König eine entscheidende Schlacht wage, da er aber hierzu die unter seinen direkten Befehlen stehenden Truppen für zu schwach hielt, beorderte er den Markgrafen, mit seiner Abtheilung unverzüglich zu ihm zu stoßen.

Dieser Zug, Angesichts eines starken Feindes, war ein äußerst schwieriges Unternehmen und konnte nur dann ohne großen Verlust ausgeführt werden, wenn der Markgraf noch mehr Kavallerie, als bereits bei seinem Corps war, zur Verfügung hatte. Diese Unterstützung konnte er nur von dem Heere des Königs erhalten, aber wenn eine Postschaf auf dem einzigen noch offenen Wege dahin gelangen sollte, mußte der Ueberbringer einen sehr großen Umweg machen, und dadurch viel kostbare Zeit verloren gehen.

Paul hatte gerade Ordonnanzdienst, als der Befehl eingetroffen war; er hörte, wie sein Rittmeister mit einem anderen Offizier darüber sprach, ob es nicht möglich sei, einen Boten auf dem kürzesten Wege über Neustadt oder Zuckmantel zum Könige zu schicken, und sogleich stand der Entschluß in ihm fest, sich zu diesem Dienst anzubieten, da er mit der zu passirenden Gegend genau bekannt war und bei dieser Gelegenheit seine Heimath wieder zu sehen, vielleicht auch Nachrichten über Amalien zu erhalten hoffte.

Da sein Rittmeister sich für seine Zuverlässigkeit verbürgte, vertraute ihm der General die wichtige Depesche an, und am andern Morgen begann er, als Bauer verkleidet, seine gefährliche Reise. Es gelang ihm, ohne angehalten zu werden, zwischen den feindlichen Vorposten hindurch zu kommen, und Dank seiner Ortskenntniß vermochte er, durch Wälder und Gebüsche an den von den Oesterreichern besetzten Ortschaften sich vorbei zu schleichen, ohne viel von dem geraden Wege abzuweichen.

Wenige Stunden vor Neustadt aber, in der Nähe von Rodenberg, dem Dorfe, bei dem das Gut des Barons v. Brinkendorf lag, wurde er trotz seiner Vorsicht doch von einer Patrouille angehalten. Da er sich auf einem nach Rodenberg führenden Wege befand und gerade in dieser Gegend wenig bekannt war, gab er an, er sei von einem benachbarten Gutsbesitzer mit einem mündlichen Auftrage zum Baron v. Brinkendorf geschickt. Er hoffte, die Oesterreicher würden sich mit dieser Auskunft begnügen und ihn seines Weges weiterziehen lassen. Unglücklicher Weise war aber eben der Gutshof von Rodenberg das Ziel der Patrouille, und wohl oder übel mußte er sich derselben anschließen.

Nach zehn Minuten war das Schloß erreicht. Die beiden Barone saßen mit einigen österreichischen Offizieren in einer Laube des Schloßgartens beim Wein. Nachdem der die

Patrouille führende Korporal seine dienstliche Meldung bei den Offizieren bewirkt, forderte er Paul, der bis dahin mit den Soldaten am Thor hatte warten müssen, auf, sich seines Auftrages zu entledigen.

Bögernd schritt dieser vor. Er hatte zu dem Korporal gesagt, der Baron v. Brinkendorf kenne ihn als einen Bauern aus dem nahen Ellerndorf. Wenn sich dies in Gegenwart der Offiziere als unwahr erwies, so war er verloren. Da trat der junge Baron aus der Laube und ging einige Schritte den Gartenweg entlang. Kurz gefaßt schritt Paul auf ihn zu.

Er wollte erst noch sein Glück mit einer erdichteten Bestellung versuchen, doch der Baron erkannte ihn auf den ersten Blick. Betroffen trat er einen Schritt zurück.

„Was wollen Sie?“ frug er, erstaunt darüber, seinen Nebenbuhler, den er in der preussischen Uniform wählte, in diesem Aufzuge vor sich zu sehen. Paul faßte einen schnellen Entschluß, nur Geistesgegenwart konnte ihn hier retten.

„Herr Baron,“ sagte er, „ich wende mich an Ihre Vergangenheit und Ihren Patriotismus, lassen wir alle persönlichen Angelegenheiten bei Seite, wo es das Wohl des Landes und unseres Königs gilt; ich bin im Begriff, eine wichtige Depesche vom Markgrafen an den König durch die Feinde zu bringen, und rechne auf Ihre Unterstützung. Da Sie selbst preussischer Offizier waren, kann ich wohl ganz sicher darauf rechnen, daß Sie angeben, mich als einen Bauern aus Ellerndorf zu kennen, und daß ich Ihnen eine Einladung des Herrn v. Stein gebracht hätte, damit ich unbehelligt wieder gehen kann.“

Der Baron schien einen Augenblick zu schwanken, das sichere Auftreten Paul's imponirte ihm; dann aber lachte er höhnlisch auf.

„Den König von Preußen soll der Teufel holen und ihn dazu!“ rief er. „Waren meine Dienste dem Könige vor drei Jahren nicht mehr gut genug, so werde ich mich hüten, jetzt meine Haut für ihn zu Markte zu tragen. — Meine Herren, ein Spion, ein Spion!“ schrie er dann noch lauter, Paul an der Kehle packend.

Paul verfezte dem Gegner einen Faustschlag, der ihn zurücktaumeln ließ, und sah sich nach einem Ausweg um. Aber vom Thore aus kam der Korporal mit seinen Leuten auf ihn zu, auf der andern Seite stürzten die Offiziere aus der Laube, und ringsum begrenzte eine hohe Mauer den Garten. Nur die offenstehende Hinterthür des Schlosses war nicht besetzt. Rasch eilte er darauf zu, rannte einen Diener, der sich ihm entgegenstellen wollte, über den Haufen und stürmte durch den Hausflur zur andern Thür wieder hinaus auf den Hof.

Dort standen die gesattelten Pferde zweier Oesterreicher; im Nu hatte er sich aufgeschwungen, und als die Verfolger im Hofe erschienen, sprengte er schon mit beiden Rossen auf der Landstraße dahin. Drei, vier Schüsse knallten hinter ihm her; er selbst wurde nicht verwundet, aber das Pferd, welches er ritt, stürzte von einer Kugel getroffen mit ihm zusammen. Frohlockend eilten die Feinde mit lautem Geschrei auf ihn zu; doch der Fall hatte ihm nicht geschadet, schnell arbeitete er sich unter dem Thiere hervor, schwang sich auf den anderen Gaul und jagte weiter, dem nahen Walde zu. Dort angekommen, ließ er das Pferd frei, und kletterte durch das dicke Unterholz den Berg hinan.

Paul war seinen Verfolgern weit voraus, aber er hatte schon einen starken Tagemarsch hinter sich, war ermüdet und seine Füße schmerzten ihn, während die Feinde bei frischen Kräften waren. Der Raum zwischen den Jägern und dem Gejagten wurde immer kleiner, Paul kletterte leuchtend nur noch mühsam aufwärts; er sah

voraus, daß er es nicht lange mehr werde aushalten können.

Da tauchte aus dem Gewirr der jungen Buchen der Stamm einer alten Linde vor ihm auf. Der Baum war so dick, daß ihn ein Mann nicht hätte mit den Armen umspannen können, aber die untersten Aeste waren nicht weit vom Boden entfernt, und mit Ausbietung seiner letzten Kräfte kletterte Paul in die Krone.

Es war die höchste Zeit gewesen, er hatte sich kaum zwischen dem dichten Blätterwerk festgesetzt, welches ihn von allen Seiten umhüllte, als schon die nächsten seiner Verfolger an dem Baume vorüber eilten. Nach einer Viertelstunde kehrten sie fluchend und schimpfend auf demselben Wege zurück, und mit Freuden hörte Paul aus ihren Reden, daß sie die Verfolgung aufgegeben hatten.

Zwei Stunden später erreichte der junge Mann sicher einen preussischen Vorposten, und am Nachmittage des nächsten Tages traf er im königlichen Hauptquartier bei Frankenstein ein. Er wurde sogleich, nachdem er sich beim Offizier du jour gemeldet, in das Zelt des Königs geführt, der eben mit seinen vornehmsten Generalen Kriegsrath hielt.

Der König nahm die Depesche selbst in Empfang und las sie durch; dann forderte er Paul auf, zu erzählen, welchen Weg er genommen und was er dabei von den Feinden bemerkt habe.

Paul berichtete ausführlich über die Stellungen und die Stärke der Oesterreicher, sowie über die Verrätherie des Barons v. Brinkendorf. Der König hörte aufmerksam zu.

„Der Bursche scheint nicht auf den Kopf gefallen zu sein,“ meinte der König, zum General v. Zieten gewendet, als Paul geendigt. Dann frug er diesen kurz nach seinem Namen und Herkommen.

„Und hat Er Lust, Soldat zu bleiben?“ frug der König weiter.

„Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir das Soldatenleben zuwider wäre,“ antwortete Paul; „aber da ich es doch nicht weiter, als höchstens bis zum Wachtmeister bringen kann, so —“

„Mit lauter Generalen kann ich keinen Krieg führen,“ unterbrach ihn der König lächelnd, indem er ihm einen Wink gab, sich zu entfernen. Eine Stunde später wurde Paul in das Zelt des Generals Zieten gerufen.

„Seine Majestät haben befohlen, daß ich morgen versuchen soll, ob ich mit meinem Husarenregiment zwischen den feindlichen Stellungen hindurch kommen kann, um zum Corps des Markgrafen zu stoßen,“ sagte der General, „und Er soll mich begleiten, weil Er den Weg genau kennt. Da Er aber doch nicht als Bauer neben mir reiten kann, so ziehe Er die Uniform dort an; wenn ich sehe, daß Er ein ordentlicher Kerl ist, kann Er sie behalten und mit Bewilligung Seiner Majestät bei meinem Regiment bleiben.“

Paul nahm die bezeichnete Uniform von einem Feldstuhl; es war die eines Kornets der Zieten'schen Husaren.

„Nun, bereut Er noch immer, daß Er des Königs Rod anziehen mußte?“ frug Zieten den Ueberraschten, der keines Wortes mächtig stand.

Paul hatte sich inzwischen gefaßt. „Nein!“ rief er, „jetzt schätze ich es als ein Glück, Soldat zu sein!“

„Wohlan, so bemühe Er sich auch, zu zeigen, daß Er die Gnade Seiner Majestät verdient.“

„Das will, das werde ich!“ rief Paul in hellem Jubel. Diese überraschende Wendung seines Geschicks hatte er nicht erwartet. Jetzt konnte, jetzt mußte Alles gut werden. Als Kornet der Zieten'schen Husaren stand ihm der Weg zum Offizier offen, und einem solchen, das mußte er, würde Herr v. Brandewitz seine

Tochter nicht verweigern. Er gelobte sich selbst nochmals im Stillen, entweder in dem bevorstehenden gefährlichen Kampfe sich die Charge eines Offiziers zu erringen, oder auf dem Felde der Ehre zu sterben.

Am anderen Morgen brach das Regiment auf. Paul ritt in seiner neuen, schmucken Uniform mit dem Vortrupp, um als Führer zu dienen. Da die Zieten'schen Husaren erst vor Kurzem Uniformen erhalten hatten, die denen der feindlichen sehr ähnlich sahen, so schien der kühne Plan des Generals, mitten durch die Feinde zu ziehen, überraschend leicht gelingen zu sollen. Dicht bei Neustadt, wohin das Regiment gegen Mittag gelangte, schloß sich der General Zieten einem daherviehenden Regiment Oesterreicher an, als ob er dazu gehöre, was um so besser gelang, als sich unter den Husaren viele Ungarn befanden, welche auf den Flanken und an der Spitze reiten und die feindlichen Patrouillen und Heeresabtheilungen, denen man begegnete, in ihrer Landessprache anrufen mußten. Dadurch gelang es, die Feinde völlig zu täuschen. Die Zieten'schen Husaren ritten unbehelligt mitten durch die feindlichen Linien, dicht am österreichischen Lager vorbei. Erst als sie über die Hälfte des gefährlichen Weges zurückgelegt hatten, wurden sie erkannt und angegriffen. Doch jetzt warfen sich die Zieten'schen Husaren mit Ungeflüm auf die überraschten Gegner, schlugen sich durch und erreichten unter geringen Verlusten das Lager des Markgrafen, der, nachdem er durch Zieten's verwegenen, in der Geschichte fast einzig dastehenden Reiterzug die nöthigen Verstärkungen erhalten, den Marsch nach Frankenstein antrat und am 28. Mai zum König stieß.

Dadurch wurde es Friedrich dem Großen möglich, den Feind am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg anzugreifen und zu schlagen. Paul nahm mit Zieten's Regiment an der Schlacht theil und zeichnete sich derartig aus, daß ihn der General in seine Nähe zog und ihn nach dem Treffen bei Hermersdorf zum Lieutenant ernannte.

Paul's höchster Wunsch war erfüllt. Schon vorher hatte er die gleichfalls willkommene Nachricht erhalten, daß sein Nebenbuhler, der Baron v. Brinkendorf, den zu seiner Verhaftung abgeordneten Soldaten über die Grenze entkommen war. Paul grollte ihm nicht mehr, hatte doch der Nichtswürdige sich selbst eine Grube gegraben.

Kurze Zeit darauf, noch im Dezember desselben Jahres, machte der Dresdener Friede dem Kriege ein Ende. Als Zieten's Regiment auf dem Heimmarsche einen Tag in Neustadt kantonirte, war es Paul vergönnt, seine Eltern wiederzusehen. Seine erste Frage galt Amalien, und da er erfuhr, daß sie ihm treu geblieben sei und seit der Flucht des Barons v. Brinkendorf wieder bei ihrem Vater wohne, ritt er noch am Tage seiner Ankunft nach Neusfeld.

Er war nicht allein, sein Regimentschef, dem er schon früher seine Schicksale erzählt hatte, ließ es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten.

Herr v. Brandewitz fühlte sich durch den Besuch des berühmten Generals nicht wenig geehrt, und als dieser ohne lange Umschweife für seinen Lieutenant um Amaliens Hand warb, wagte der Gutsherr nicht mehr Nein zu sagen.

Nachdem das Regiment in Berlin eingerückt war, erbat und erhielt Paul einen ehrenvollen Abschied. Er hatte selbst mehr Neigung zur Landwirtschaft, als zum Kaufmannsweesen, und da seine Wünsche mit denen Amaliens und ihres Vaters übereinstimmten, ließ sich sein Vater endlich bewegen, dem lang gehegten Plane, daß Paul einst sein Nachfolger im Geschäft werden sollte, zu entsagen, und kaufte für seinen Sohn das Gut des Barons v. Brinkendorf, welches zur Strafe für dessen Verrath vom Staate eingezogen worden war.

Ein Jahr später feierten Paul und Amalie

ihre Hochzeit, und oft saßen sie dann zusammen in der Laube, in der damals der Baron mit den Oesterreichern gezecht hatte, und erinnerten sich an die schweren Stunden, die ihnen die Tücke Jenes bereitet hatte und die ihnen schließlich doch nur den Weg zu ihrem gemeinschaftlichen Glück ebneten mußten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Badensfahrten und Badenschenken. — Die warmen Bäder zu Baden in der Schweiz wurden schon von alten Zeiten her wegen ihrer Heilkräfte gerühmt und besucht, jedoch erst gegen Ende des Mittelalters wurde es Mode unter den reichen und angesehenen Familien, jährlich eine Reise dorthin zu machen. Solche Reisen nannte man Badensfahrten. Dabei bildete sich nun mit der Zeit ein wunderlicher Mißbrauch aus, der daraus entstand, daß einigen hohen Herren, während sie in Baden an-

wesend waren, Ehrengeschenke von ihrer Bürgerchaft dargebracht wurden. Bald machte jeder Ritter, jeder höhere Beamte auf solche Geschenke Anspruch, die von den Unterthanen derselben entrichtet werden mußten und einer schweren jährlichen Steuer gleichkamen. Als 1534 der Bürgermeister Rüst von Zürich eine Badensfahrt machte, zogen ihm 200 Bürger und Landleute zu Pferde nach und verehrten ihm einen fetten, blau und weiß geschmückten Ochsen mit vergoldeten Hörnern, einen blauammetenen Sädel mit 20 rheinischen Gulden in Gold dazu. 1606 erhielt der Bürgermeister Bräm bei gleicher Gelegenheit ein Kind, 1609 der Herzog Ernst von Bayern einen silbernen, vergoldeten Globus sammt einem Thier aus dem Stadtgraben und einige Fische; 1610 der Landgraf Maximilian zu Stühlingen ein Kind, das 65 Gulden kostete, 1646 der Bürgermeister Rahn ein kunstreiches Uhrwerk und Schreibzeug, 1670 der Bürgermeister Grebel 87 Gulden 28 Kreuzer. Nun wurde der Mißbrauch immer ärger, selbst Räte verlangten Badengeschenke. Ein Chronist vom Jahre 1620 schilderte in seiner treuherzigen Weise

die Unsitte folgendermaßen: Es fuhren nun die Herren Bürgermeister gen Baden, eins Jahr um's andere, alle Jahr einer, gleich wenn es eine gefezte Ordnung wär, und jedermänniglich ward um sein Badensteuer in solcher Form angeprochen, daß es Niemand durfte verjagen. Neben den Herren Bürgermeistern wurden auch den Räten, Zunftmeistern u. s. w. silberne Geschirre verehrt, Jedem von seiner Zunft. Wer ein Obervoigt oder Amtmann war, emping eben ein solches Badengeschenk von seinen Unterthanen. Diese Badenschenkungen fielen manchem Hausvater sehr schwer. Die Schmeichler und Tellerflecker, die solche Badenschenkungen betrieben und sich selbst aufwarfen zu Gesandten, die mußten solche Sachen derartig zu erzwingen, daß Niemand gern sich weigern mochte, aus Furcht, er und die Seinen möchten es anderweg höchlich zu entgelten haben. Dies Dings ward gar so viel, daß mancher Bürger darob ungeduldig ward. Viele brachen aus in gefährliche Wort und redten unverschöhlen: „Nur die stehn sich gut, die dieser Dinge Rädelzföhre sind, die Steuern eintreiben und dabei

Humoristisches.



Zeitbild

A.: Sie haben ja ein recht nettes Döchterchen.
 B.: Ja, ein gutes Kind, und sogar ein Wunderkind.
 A.: Warum das?
 B.: Sie ist schon zwölf Jahre alt und kann noch nicht Klavier spielen.

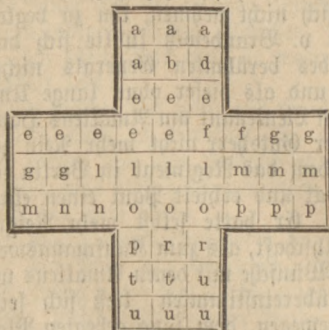


Genügend erklärte Ruhe.

Wie nur Nero und seine Umgebung den furchtbaren Brand von Rom so ruhig, ja lächelnd mit ansehen konnten!
 — Sie werden eben gewiß recht hoch in der Feuerversicherung gewesen sein!

die beste Henn' im Korbe sein wollen.“ — Am 3. April 1680 setzte auf das Andringen der Bürgerchaft der Züricher Rath eine Strafe auf das Badenschenken, die jedoch so wenig half, daß 1765 das Strafmandat erneut und erhöht werden mußte. Später kam der Gebrauch dann von selbst auch an anderen Orten in Wegfall. [F. 3.]

Kreuz-Räthsel.



Die hier eingetragenen Buchstaben sind so zu ordnen, daß die drei waagrechten Reihen den entsprechenden senkrechten gleich lauten. Diese drei Reihen nennen:
 1) Einen Bierstrauch, 2) ein Beleuchtungsmittel, und 3) einen Fruchtbaum.
 C. Leo.
 Auflösung folgt in Nr. 22.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsel in Nr. 20:
 Wo man vom frommen-Sinn mit diesen Worten spricht, da suche nur den wahrhaft Frommen nicht.

Trennungs-Räthsel.

Dem, der's verursacht Dir vereint,
 Sagst Du's, wenn er bei Dir erscheint,
 Getrennt von Herzen nie, mein Freund.
 Auflösung folgt in Nr. 22. [A. Maurice.]

Räthsel.

Mit a und i in der Geschichte
 Des Fortschritts glänzt mein Name licht,
 Doch seit mich Stephan überflügelt,
 Kaum noch ein Einz'ger von mir spricht.
 Mit a und u in Deinem Garten
 Pfliegst und beschnidest Du mich gern.
 Mit e und u wirst Du mich finden
 Willst Du ein neues Heim Dir gründen
 Jenseits des Meers in weiter Fern'.
 Auflösung folgt in Nr. 22. [Adolf Nagel.]

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 20:
 Erleben.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
 Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
 von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.